

# In Bewegung

# En Movimiento



*Recherchen & Redaktionen  
in Argentinien, Brasilien,  
Chile, Mexiko & Peru*

*Experiencias y investigaciones  
de periodistas latinas  
en Alemania*

# IJP

International  
Journalists'  
Programmes

## Editorial

Der Titel dieses Heftes zeigt einen Zug am Bahnhof Brás in São Paulo. Gleich nebenan ist das Museo da Imigração, das Geschichten erzählt von Bewegungen, die viel bedeutender sind als der tägliche Weg zur Arbeit in der brasiliianischen Megacity. In diesem Heft erzählen die Stipendiat\*innen des IJP-Lateinamerika-Programms ganz unterschiedliche Geschichten über Migration – immer mit der Brille von der anderen Seite des Atlantiks. Über Hoffnung und den Zauber eines Neuanfangs, aber auch über Ängste und Sorgen. Texte auf Deutsch & Spanisch (ab S. 12).

## Editorial

La portada de esta revista muestra un tren en la estación de Brás, en São Paulo. Justo al lado se encuentra el Museo da Imigração, que narra historias de movimientos mucho más significativos que el trayecto diario al trabajo en la megaciudad brasileña. En esta revista, los becarios del programa IJP-América Latina cuentan historias muy diferentes sobre la migración, siempre desde la perspectiva del otro lado del Atlántico. Sobre esperanza y la magia de un nuevo comienzo, pero también sobre miedos y preocupaciones. Textos en alemán y español (a partir de la página 12).

### Impressum

Internationale Journalistenprogramme e. V.  
Deutsch-Lateinamerikanisches Programm

Höhenblick 2, D-61462 Königstein/Taunus,  
latino@ijp.org

Verantwortlich: Martin Spiewak  
Programm-Koordination: Yaotzin Botello,  
Sebastian Erb, Nicole Geisse

### Magazin des Jahrgangs 2025

Redaktion: Ivan José Perez

Layout: Sebastian Erb

Fotos: privat, Museu da Imigração (S. 4/5),  
Ilven Metaki (S. 6), Christoph Fugel (S. 13),  
Janainas (S. 17)

Neben den Förderern und Sponsoren danken wir den Pressereferent\*innen der deutschen Botschaften und Konsulate in Lateinamerika sowie den Medienhäusern in Deutschland und Lateinamerika, die Stipendiat\*innen aufnehmen. Ohne ihre Unterstützung wäre das Programm nicht möglich. Weiter gilt unser Dank allen Referent\*innen des Einführungsseminars und allen ehrenamtlichen Helfer\*innen.

Programm gefördert durch:



## IJP Latino Jahrgang 2025

(von links nach rechts)

Isabella Menon (Folha de S.Paulo, Brasilien), Fernanda González Labbé (Latina Televisión, Peru), María de los Ángeles Graterol (Tal Cual, Venezuela), Aurelie von Blazekovic (Süddeutsche Zeitung, Deutschland), Benno Krieger (ZDF, Deutschland), Karina Niebla (freie Journalistin, Argentinien), Merle Heusmann (Table Media, Deutschland), Nelly Ritz (Science Notes, Deutschland), Fernanda Araneda (Radio Universidad de Chile, Chile), Wiebke Bolle (Die Welt, Deutschland)



# Familiensache



In meiner Gastredaktion der Folha de São Paulo hängen ein paar gerahmte Titelblätter, sie zeigen große Momente der Geschichte: der lachende Ronaldo nach Brasiliens fünftem WM-Titel, das brennende World Trade Center. Nur zwei Plätze weiter hängt die Ausgabe vom 15. März 1938. „Hitler annektiert Österreich“, ich bleibe daran hängen. Dieser Tag ist der Grund, warum mein österreichischer Großvater Carl als Deutscher nach Brasilien einwanderte. Am 19. April 1939 legte er nach 15 Tagen Überfahrt mit dem Schiff Oceania in Santos an.

Im Sommer 2025 komme ich in ein paar Flugstunden in São Paulo an, einer für mich fremden Stadt, obwohl hier einige meiner Vorfahren begraben sind. Unabhängig voneinander sind mein Großvater, mein Urgroßvater und meine Ururgroßeltern von Europa nach Brasilien ausgewandert. Sie kamen im späten 19. Jahrhundert bis in die Dreißigerjahre an, mit Schiffen aus Bremen, Hamburg und Triest. Ich bin in München geboren und habe Brasilien vor einigen Jahren zum ersten Mal bereist, Portugiesisch erst als Erwachsene zu lernen begonnen.

Ich fühle mich in São Paulo wie im Spie-

gelkabinett. In meiner Redaktion interessiert man sich für zehn Jahre „Wir schaffen das“, und ich recherchiere Zahlen zur Zuwanderung in Deutschland. Gleichzeitig beschäftige ich mich mit dem Immigrationsland Brasilien, in dem die große Einwanderung einige Zeit zurückliegt.

An einem Dienstagvormittag besuche ich das Museo da Imigração am Bahnhof Brás, heute Teil des täglichen Pendelverkehrs der Metropole. Einst kamen hier Millionen Migranten aus Europa, Japan und später vor allem aus dem Nordosten Brasiliens an. In dem historischen Gebäude, in dem sie aufgenommen wurden, ist heute ein Museum und ein öffentliches Archiv. Ich bin nicht die einzige, die sich in einem kleinen Computerraum dafür interessiert, ob die Vorfahren hier wohl erfasst sind. Da ist eine alte Dame, die sich von einem Mitarbeiter helfen lässt, eine Mutter mit ihrem Sohn im Teenageralter. Sie geben, so wie ich, Namenskombinationen in Suchmasken ein. Die Archive mit den alten Passagierlisten zu durchdringen, ist nicht ganz leicht.

Ich frage mich bald, was sucht man hier eigentlich, und was findet man?

In dem Land, in dem ich geboren wurde, gilt Migration bis heute als Anomalie,

herausgestellt mit dem Wort „Migrationshintergrund“, das bei der Wohnungssuche und auf dem Arbeitsmarkt zum Nachteil wird, und in der Kriminalstatistik zum verdächtigen Merkmal. Für deutsche Ämter bedeutet es, dass mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsbürgerschaft geboren ist. Auf ein Viertel der Deutschen trifft das zu, in jüngeren Generationen auf fast ein Drittel.

Der Herbst 2015 jährt sich zum zehnten Mal, die sogenannten Gastarbeitergesetze traten vor 60 Jahren in Kraft. Die deutsche Migrationsgesellschaft ist noch jung, so könnte man sich das erklären. Die Tatsache, dass Deutschland längst ein Einwanderungsland ist, durch den demografischen Wandel auch sein muss, ist Gegenstand größter politischer Verwerfungen.

In Brasilien gibt es kein Wort für „Migrationshintergrund“. Es wäre auch merkwürdig, in einer Stadt wie São Paulo davon zu sprechen, als wäre das ein besonderes Merkmal. Allein 60 Prozent der Einwohner sind italienischer Abstammung, hier lebt die größte portugiesische, spanische, japanische und libanesische Bevölkerung außerhalb der jeweiligen Länder.

Migration bedeutet Erbe und Vergangen-

BRASILIEN

heit in einem Land, das durch Kolonialismus und Sklaverei eine Geschichte brutaler Verdrängung hat, aber auch erstaunliche Wege des Zusammenlebens gefunden hat. Die Migranten aus Europa lud das Land im 19. Jahrhundert aktiv ein. 1820 erklärte der brasilianische Kaiser João VI, dass die Einwanderung von Deutschen und anderen Europäern zu fördern. Durch das nahende Ende der Sklaverei war klar, dass Arbeitskräfte benötigt würden. Den Deutschen wurden landwirtschaftliche Fähigkeiten zugeschrieben, aber es gab auch einen offen rassistischen Hintergrund.

Man wollte die Bevölkerung „aufhellen“ und suchte „zivilisatorische Einflüsse“, die aus Deutschland, Italien oder Portugal kommen sollten. Die Historikerin Sílvia Cristina Lambert Sirian erklärt, dass viele europäische Einwanderer von den Versprechungen in Brasilien enttäuscht wurden, manche fanden sich anstatt mit eigenem Land in ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen wieder, verarmten oder kehrten zurück.

Migration bedeutet Risiko, auch wenn es für besser gestellte Europäer, zu denen meine Vorfahren gehörten, vergleichsweise gering blieb. Sie flohen vor Wirtschaftskrisen, Krieg und schwierigen Verhältnissen,



versprachen sich von Brasilien wohl auch so etwas wie Abenteuer. Und handelten bald mit Kaffee, mit Holz, arbeiteten für Konsulate, lebten in deutschsprachigen Gemeinschaften mit eigenen Kirchen, Geschäfte, Schulen und Zeitungen.

Migration bedeutet auch zurücklassen. Brüche und Schnitte. Verwandte, die man nicht kennt, Gräber, die man nicht besucht, Sprachen, die man nicht mehr beherrscht. Andererseits auch einen anderen Blickwinkel zu kennen, und nur von drüben, von unten sprechen zu müssen, wenn man die anderen Länder meint.

Was habe ich in den Archiven gelernt? Verlorene Menschen holt man nicht zurück, wenn man ihren Namen auf einer Liste findet, oder die Daten aus ihrem Leben kennt, auf die eine Bürokratie ein Leben eben schrumpft. Aber ich hätte nicht gedacht, dass ich Fotos meines Großvaters in alten Zeitungen finden könnte. Ein Name auf einem alten Stück Papier macht etwas greifbar, das schon.

Wichtiger ist, dass ich eine Stadt kennengelernt habe, in der abgerissene, verstreute Geschichten wie die meiner Familie ganz normal sind. Und in der diese Millionen Geschichten etwas Einzigartiges ergeben.

In einem kleinen Raum im Kulturzentrum Pocha House in Mexiko-Stadt greift Diana Morán zu einer Aktenmappe. Sie trägt Einweghandschuhe, blättert vorsichtig durch die Dokumente. Im Hintergrund läuft Entspannungsmusik. „Gerade sortiere ich diese Fälle, damit sie beim Umzug nicht verloren gehen“, sagt Morán.

Fälle – damit meint sie Mexikaner:innen, die lange in den USA gelebt haben und schließlich nach Mexiko deportiert wurden oder sich selbst für eine Rückkehr entschieden haben. Um Hilfe zu bekommen, haben sie sich an das Pocha House gewandt. Das Kulturzentrum ist ein Ort für Menschen, die Erfahrungen mit Zwangsabschiebungen und Rückkehr aus den USA gemacht haben. Es wurde 2018 von der gemeinnützigen Organisation Otros Dreams en Acción, kurz: ODA, gegründet.

Diana Morán engagiert sich seit fünf Jahren bei ODA. Sie hat dunkle Locken, ein breites Lächeln und trägt Creolenohrringe. In den USA geboren, ist sie als Zehnjährige nach Mexiko gekommen.

Die USA sind als direktes Nachbarland von Mexiko eines der Hauptmigrationsziele, doch viele Immigrant:innen haben dort keine Aufenthaltserlaubnis. So auch Diana Moráns Eltern: 2002 wurde die Familie nach Mexiko abgeschoben. Für Morán war das eine „schmerzhaft Erfahrung“, wie sie sagt. „Deine Sachen, dein Hab und Gut, das Land, in dem du dich bewegst, werden dir genommen.“

Wie vielen Mexikaner:innen fiel es Morán schwer, in ihrem neuen alten Heimatland wieder Fuß zu fassen. Oft wurde sie ausgegrenzt, sagt sie. Ein Beispiel für die Stigmatisierung, die Menschen wie Morán erleben, ist das Wort Pocho oder Pocha. Es ist eine Beleidigung, die sich gegen Mexikaner:innen richtet, die länger in den USA gelebt haben – in Anlehnung an ein „pached egg“, ein Ei, das weder vollständig gekocht noch roh ist. Das Pocha House hat sich den Begriff zu eigen gemacht und versucht, diese Biculturalität anzuerkennen.

Betritt man das Kulturzentrum, läuft man vorbei an einer Wand mit Handabdrücken und Postern, darauf Gedichte, Fotos und Zeichnungen. Auf einigen ist das Symbol des Monarchfalters zu sehen, der jährlich von Mexiko bis nach Kanada migriert und wieder zurück. Es sind Poster, die ich später von der Wand kratzen werde: Das Interview im Pocha House habe ich nur bekommen, weil ich im Gegenzug zugesagt habe, beim Umzug zu helfen. Das Kulturzentrum muss raus aus den aktuellen Räumen; das Stadtviertel Roma, in dem das Kulturzen-

trum liegt, wird immer mehr gentrifiziert. Die Ironie daran: Während viele US-Amerikaner:innen und Europäer:innen nach Mexiko ziehen und die Einheimischen aus ihren Wohnvierteln drängen, werden Mexikaner:innen in den USA teils unter brutalen Bedingungen abgeschoben. Schon vor Beginn seiner Amtszeit drohte US-Präsident Donald Trump mit Massenabschiebungen, die er jetzt mit allen Mitteln versucht, umzusetzen. 3000 Einwander:innen ohne Papiere will er pro Tag abschieben.

Betroffene zu sprechen, die kürzlich zurückgekehrt sind, gestaltet sich jedoch als schwierig. Die Organisationen, mit denen ich spreche, wollen mich nicht mit ihnen in Kontakt bringen. Sie haben Angst, ein Interview könnte Betroffene retraumatisieren. Viele von ihnen haben einiges durchgemacht. Ein paar Wochen, bevor ich nach Mexiko fliege, beginnen in den USA Trumps Abschieberazzien: Bewaffnete und

maskierte Männer ziehen durchs Land und verhaften – oftmals ohne Abschiebe- oder Haftbefehl – Menschen, die sie als „illegal“ in den USA vermuten. Sie fahren zu den Feldern, auf denen Immigrant:innen arbeiten, passen sie in Autowaschanlagen oder an Essenständen ab. Die Menschen werden oft in Gefängnisse gebracht, ohne dass ihre Angehörigen davon erfahren. Manche werden deportiert, ohne dass ein Abschiebefehl vorliegt. Familien werden auseinandergerissen.

Die mexikanische Regierung schätzt, dass in den kommenden Jahren mehr als 3 Millionen Mexikaner:innen aus den USA abgeschoben werden könnten. Deshalb hat sie im Januar 2025 ein Programm mit dem Namen „Mexiko umarmt dich“ gestartet, das Deportierten bei der Ankunft in Mexiko helfen soll. Konkret bedeutet das: Ankunftszentren, Bustransfers, Hilfe bei der Organisation von Dokumenten und 2000 mexikanische Pesos für jede deportierte Person, umgerechnet rund 90 Euro.

Neben den Abschiebungen gibt es noch jene Menschen, die freiwillig nach Mexiko zurückkehren – wobei freiwillig in diesem Kontext ein dehnbarer Begriff ist: Viele Immigrant:innen sehen aufgrund des Rassismus und der Bedrohungen keine andere Möglichkeit.

Auch das Kollektiv Comunidad en retorno in Mexiko-Stadt will Zurückgekehrten helfen. Denn über die Ausgrenzung und die mentalen Probleme hinaus gibt es viele Hürden, etwa durch Bürokratie: Viele Rückkehrer:innen haben nicht alle notwendigen Dokumente. Oft werden Schul- oder Universitätszertifikate nicht anerkannt. Oder die Betroffenen bekommen keinen Zugang zum Arbeitsmarkt. Romina Hernandez Gómez, Freiwillige bei Comunidad en retorno, ist selbst vor eineinhalb Jahren aus Kanada zurück nach Mexiko gekehrt ist und noch immer auf Jobsuche. „In diesem Land läuft vieles über Kontakte“, sagt sie.

Das merke auch ich. Nach vielen Instagram-Anfragen und Whatsapp-Nachrichten finde ich schließlich doch noch eine Person, die kürzlich abgeschoben wurde und bereit ist, mit mir zu sprechen: Mixarai, die ihren vollen Namen lieber nicht veröffentlichen will. Sie wurde deportiert, als sie wegen ihres laufenden Asylantrags beim US-Ministerium für Innere Sicherheit vorsprechen sollte. „Ich konnte mich nicht einmal von meinem Partner verabschieden, der vor dem Gebäude auf mich wartete“, sagt sie. Auch sie beobachtet die Situation in den USA mit Sorge: „Es ist falsch, dass sie Menschen aufgrund ihres Äußeren ins Visier nehmen. Es gibt Dinge, die sie tun, die nicht einmal sie selbst rechtfertigen können.“

# Alles von vorne

**Nelly Ritz wollte wissen, wie es den Mexikaner:innen geht, die aus den USA zurückgekehrt sind.**



A woman with long brown hair, wearing a green headband and a white poncho with horizontal stripes, stands in a lush green forest. The background is filled with dense vegetation, including a banana plant. In the top right corner, there is a yellow circle with the word 'PERU' in black capital letters.

PERU

# Alles von außen

Nachhaltige Jobs schaffen zum Schutz des Regenwaldes: Eine gute Idee, aber gar nicht so leicht, wie Benno Krieger beobachtet hat.

**K**eine Straßen, kein Netz, keine Geschäfte, dafür mächtige Flüsse, über 1000 Vogelarten, Kaimane und Jaguare: Der Manu-Nationalpark im peruanischen Regenwald gleicht einer anderen Welt. Ich will dort im Rahmen meines Stipendiums zu nachhaltigem Leben und Arbeitsmöglichkeiten recherchieren. Um von der nächstgelegenen Großstadt Cusco zu Perus Schatzkammer der Biodiversität zu gelangen, braucht es Zeit. Auf unserer Reise haben wir mit unserem Geländewagen ein Dutzend Flüsse überquert und sind in einem sogar zeitweise steckengeblieben. Am Tor des Nationalparks steigen wir in ein Boot um. Erst nach knapp zwei Tagen erreichen wir die Casa Matsigenka, das Ziel meiner Recherche.

Die Casa Matsigenka ist eine kleine Öko-Tourismus-Lodge mit ein paar großen Holzhütten. Sie liegt am Fluss Madre De Dios am Anfang des Nationalparks. Seit über 20 Jahren wird sie von den indigenen Matsigenka, einer peruanischen Volksgruppe mit etwa 1000 Menschen, selbst betrieben. In der Casa Matsigenka arbeiten sechs Indigene für jeweils ein Jahr, bevor sie zum Jahreswechsel abgelöst werden. Jedes Jahr kommen etwa 800 Tourist:innen. Die Einnahmen aus den Übernachtungen gehen an die Matsigenka-Gemeinden. Es ist das touristische Vorzeigeprojekt des Nationalparks.

Auch ich bin begeistert davon – bis ich bei unserer Ankunft erfahre, dass die Matsigenka nur die Betten machen und nur wenig Kontakt mit den Tourist:innen haben.

Die Reiseagenturen bringen ihre eigenen Guides und sogar Köch:innen mit in den Dschungel. Dadurch entgehen den Matsigenka viele Einnahmen und Arbeitsmöglichkeiten. Doch tatsächlich wollen viele von ihnen gar nicht in der Lodge arbeiten, sagt die Geschäftsführerin Ilven Metaki. Der Grund dafür sind die weiten Strecken im Nationalpark, denn die Matsigenka wohnen nicht an der Lodge selbst, sondern ein bis zwei Tage flussaufwärts tief im Inneren des Nationalparks. Die Lodge wurde etwas näher an den Eingang des Parks gebaut, um die Anreise für die Tourist:innen zu verkürzen. So sind aber die Matsigenka, die in der Lodge arbeiten, ein Jahr lang von ihrer Gemeinde getrennt. Ilven Metaki kennt das Problem: Obwohl der Housekeeping-Job in der Lodge der mit Abstand bestbezahlte im Nationalpark ist, fällt es ihr schwer, neue Mitarbeitende zu finden oder gar zu expandieren. „Manche haben keine Lust, die vertraute Umgebung zu verlassen oder fürchten sich vor der Verantwortung.“ Auch ich merke auf der Drehreise, wie verschlossen die Matsigenka gegenüber Fremden sind. In den Interviews war es extrem schwierig, etwas Persönliches über sie zu erfahren, obwohl sie seit Klein auf Spanisch lernen. „Viele arbeiten in der Lodge nur um ihre Pflichten zu erfüllen“, sagt Ilven Metaki.

Metaki hat selbst vor rund zehn Jahren ihre Kommune im Manu-Nationalpark verlassen und ist nach Cusco gezogen, um Tourismusmanagement zu studieren und nun von dort die Casa Matsigenka vor-

anzubringen. Der Umzug in die Stadt hat Metakis Leben verändert. In ihrer Heimatgemeinde im Regenwald gibt es keine Geschäfte oder gar ein Stromnetz. Geld spielt dort kaum eine Rolle, für ihr neues Leben in Cusco ist es aber essenziell. „Am Anfang war es schwer, weit weg von meiner Familie und Kultur zu leben, aber ich wollte etwas bewegen.“ Zu Beginn ihres Studiums hatte Metaki nicht genug Geld für ein Zimmer in der Stadt und musste aus einem nahegelegenen Dorf jeden Tag mit dem Bus zur Universität pendeln. Vier Stunden jeden Tag. Später erhielt sie Unterstützung von der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt, um ihr Studium zu beenden und Geschäftsführerin zu werden.

Als Geschäftsführerin möchte Metaki die Tourismus-Lodge voranbringen und die Matsigenka ermutigen, sich in Cusco zu Tourguides ausbilden zu lassen. „Ich möchte, dass unsere Gemeinschaft sich weiterentwickelt und wir langfristig nicht mehr auf Reiseagenturen angewiesen sind“, erklärt sie. Das Know-How dazu ist bereits da. Die Matsigenka könnten den Tourist:innen von Pflanzenkunde bis Fischfang viel beibringen. Sie kennen den Nationalpark am besten. Aber bislang lässt sich niemand zum Tourguide ausbilden, es gibt trotz der Unterstützung bis heute keine eigenen touristischen Angebote. „Sie wollen alle lieber bei ihrer Gemeinde sein“, sagt Ilven Metaki. Und auch sie selbst überlegt immer wieder, zurück in den Nationalpark zu ziehen. In Cusco fühle sie sich einfach nicht so richtig wohl.

**A**m Rande des Zentrums von Buenos Aires, wo das exklusive Neubauviertel Puerto Madero mit seinen glänzenden Hochhausfassaden in das städtische Naturschutzgebiet übergeht, gräbt Angela Oviedo ihre Hände in die feuchte Erde eines Gewächshaus-Beetes. Handschuhe trägt die Frau, die mit ihrer gefütterten Jeansjacke den niedrigen Temperaturen trotz, dabei nicht. „Wenn meine Hände die Erde nicht berühren, bin ich nicht glücklich“, sagt die Peruanerin.

Dass Oviedo ausgerechnet an diesem Ort, in diesem Land eines Tages das tun kann, was sie glücklich macht, war lange nicht absehbar. Als sie 2002 in der damals noch informellen Siedlung nahe der Innenstadt der argentinischen Hauptstadt ankam, lebten hier gerade einmal 40 Familien. Innerhalb weniger Jahre zog das Gebiet Menschen aus Bolivien, Paraguay oder eben Peru an. So viele, dass sich hier 2016 fast 1000 Familien niedergelassen hatten. Viele Haushalte waren weder ans Gasnetz noch ans Abwassersystem angeschlossen.

Trotz der zentralen Lage mieden die meisten Porteños – die Einwohner von Buenos Aires – diesen Teil der Stadt. Das Viertel galt als sozialer Brennpunkt. Dass heute

Menschen aus allen Ecken der Stadt hierherkommen, ist auch Initiativen wie dem Gartenprojekt La Vivera zu verdanken, das die Frauen aus Peru ins Leben gerufen haben. Leicht war das nicht.

Nach mehreren Räumungsversuchen durch die Stadt, denen sich die Bewohner des Viertels zum Teil widersetzen, initiierte die Stadt einen Reurbanisierungsprozess: Neue Wohnhäuser wurden errichtet, die Infrastruktur ausgebaut. Doch die Lebensbedingungen im Viertel verbesserten sich nur langsam. Arbeit gab es weiterhin kaum. Unterstützt vom städtischen Wohnungsinstitut begannen einige Bewohnerinnen deshalb 2017 damit, sich Fortbildungsmöglichkeiten im Bereich Gartenbau und Landwirtschaft zu schaffen.

„Die meisten der Peruanerinnen waren Kleinbäuerinnen, bevor sie nach Argentinien kamen“, erzählt die Projektleiterin Elizabeth Cuenca, die damals auch schon in dem Viertel lebte. Den Umgang mit Saatgut hätten sie quasi in die Wiege gelegt bekommen. Im Rahmen der Fortbildungsinitiative fingen deshalb die Frauen an, Samen zu tauschen und Gemüse anzubauen. Schnell gab es mehr Setzlinge als Platz. Ein Stück Land am Rande der Siedlung sollte

Abhilfe schaffen, wurde aber auch bald zu klein. Das städtische Wohnungsinstitut erkannte das Potenzial und die Ambitionen der Frauen. Eine Mitarbeiterin fragte Cuenca, ob sie ein Projekt für heimische Pflanzenarten aufbauen könnten, das sich selbst trägt. Kurz darauf bekam die Initiative ein größeres Grundstück am anderen Ende der Siedlung zugewiesen.

2019 erhielt das Projekt den Namen Vivera Organica, da ökologisch, im Einklang mit der Natur gewirtschaftet werden sollte. Cuenca übernahm die Leitung der künftigen Kooperative, die heute neben Angela Oviedo weiteren neun Peruanerinnen wöchentlich neun Stunden Arbeit gibt. Allein von der Tätigkeit im Garten leben, kann keine von ihnen. Sie alle haben andere Jobs. Für die Arbeit im Projekt sind die Frauen trotzdem dankbar. „Dass ich morgens auch mal später aufstehen und hier mit meinen Freundinnen arbeiten kann, verstehe ich als großes Privileg“, sagt Oviedo. Längst sei die Vivera ihr Zuhause.

Und dieses Zuhause ist auch den Porteños mittlerweile ein Begriff. Mehrfach betreten Menschen an diesem Vormittag den Garten, die auf der Suche nach Setzlingen sind. „Für uns sind das keine Kunden, sie sind

# Wurzeln schlagen

Wie das Gartenprojekt „La Vivera“ in Buenos Aires Peruanerinnen ein neues Zuhause schafft, hat Merle Heusmann herausgefunden.



Teil der Vivera-Familie“, erklärt Cuenca. Die Projektleiterin ist heute nicht nur für die Vermarktung der Erzeugnisse des Gartens zuständig, sondern organisiert auch Veranstaltungen und kümmert sich um die Pressearbeit. Es ist auch ihr Verdienst, dass der Garten längst nicht mehr nur ein Ort des Direktverkaufs ist. Seit Ende der Pandemie sind die Frauen auch außerhalb des Viertels tätig, legen Beete für große Firmen an oder verkaufen Kits für Gemüsegärten.

Während das Projekt immer bekannter wird, wandelt sich auch das Bild des Viertels Rodrigo Bueno, es gilt kaum noch als unsicher. Für Cuenca sind die Entwicklungen von La Vivera und dem Viertel untrennbar miteinander verbunden. „Von Anfang an wurde das Projekt in die Gemeinschaft des Viertels integriert“, erzählt sie. Trotzdem wünschen sich die Peruanerinnen, dass der Garten auch von den Nachbar:innen mehr als Ort des Austauschs verstanden wird, als Teil des Viertels. „Gemeinsam und kämpferisch machen wir diese Erde zu unserem Zuhause“, steht in großen Buchstaben an auf der Mauer eines Stromhäuschens.

**I**m Zentrum von Santiago gibt es Duzende solcher Cafés, meist versteckt in Galerien und von außen sind die Fenster abgeklebt. Damit Passanten nicht auf Anbieb sehen, was sich darin abspielt. Die „Café con piernas“ entstanden in den 80er-Jahren. Noch heute sind die „Cafés mit Beinen“ ein beliebtes Ziel für Männer und Touristen. Mittlerweile arbeiten dort vor allem Migrantinnen aus Kolumbien oder Venezuela zwischen 18 und 30 Jahren. Sie tragen kurze Röcke, manchmal nur Unterwäsche und einige rutschen in die Prostitution. Einer deutschen Journalistin empfiehlt der Soziologe Matías Reyes Inostroza nicht, allein dorthin zugehen. Er selbst hat vor einigen Jahren für seine Forschung mit Frauen gesprochen, die in den Cafés arbeiten. Fragen beantwortet im Videocall.

**prägt als anderswo, einige Frauen tragen lediglich Unterwäsche und präsentieren sich auch mal oben ohne.**

Stimmt. Ich habe auch in Concepción geforscht, einer Stadt südlich von Santiago. Die Cafés dort sind ähnlich gelegen – in Einkaufszentren, nahe der Innenstadt, neben anderen Geschäften oder Behörden. In Santiago war das Zusammenspiel zwischen Kellnerinnen und Kunden viel sexualisierter. Auch der Preis war niedriger, damals etwa 2 bis 3 US-Dollar für einen Kaffee plus erotische Interaktion – ein Flirt, Zuflüstern, intimer Blick oder eine Berührung. Zudem kam es in Santiago häufiger zu sexuellen Handlungen direkt vor Ort, das war wie „Sex-Fast-Food“: schnell, anonym, günstig. In Concepción gab es sexual-

Männern befasst als ich. Demnach geht es denen gar nicht um Sex, sondern um den Kauf einer erotischen Interaktion. Dabei wird die Frau zum Fetisch, frei von gesellschaftlicher Moral.

**Haben die Frauen offen erzählt oder hatten manche Angst zu sprechen?**

Ich hatte Glück: Eine Kellnerin von etwa 30 Jahren mit viel Berufserfahrung wurde meine Schlüsselinformantin. Sie hat mich den anderen vorgestellt. In Santiago war es einfacher, Vertrauen zu den Frauen aufzubauen.

**Die Frauen verdienen 6,50 bis 13 Dollar am Tag plus Trinkgeld. Und erhalten extra Geld, wenn sie Sex anbieten. Ist das**

**CHILE**

# Auf einen Kaffee plus

In den „Café con piernas“ arbeiten junge Frauen aus Kolumbien oder Venezuela. Warum das oft ein Einstieg in die Sexarbeit ist, hat Wiebke Bolle erfragt.

**Warum interessierst du dich für die „Cafés con piernas“ und die Frauen?**

**Matías Reyes Inostroza:** Ursprünglich hatte ich für meine Abschlussarbeit den Stadtteil Plaza de Armas in Santiago untersucht. Ein besonderer Ort mit merkwürdiger Spannung: Es gibt viele staatliche Einrichtungen – Polizei, öffentliche Gebäude, sogar eine Kathedrale –, also eine gewisse moralische Ordnung. Gleichzeitig findet dort Drogenkonsum und -verkauf sowie Sexarbeit statt. Diese Koexistenz hat mich fasziniert. Oft habe ich mich dort hingewetzt und beobachtet, wie die unterschiedlichen Realitäten nebeneinander existieren, ohne dass es zu Konflikten kommt. Die Menschen haben mir von den Cafés erzählt – und ich habe sie ethnografisch erforscht.

**Meist sind es junge Migrantinnen aus Kolumbien oder Venezuela, die dort Kaffee servieren.**

Als ich die Cafés 2018 untersuchte, arbeiteten dort hauptsächlich chilenische Frauen. Der Migrationsanteil war damals deutlich geringer. Durch die Migration nach der Pandemie hat sich das offenbar stark verändert.

**Welche Verbindung siehst du zwischen der Migration und den Cafés?**

Das ist ein bekanntes Phänomen: Wenn es eine große Land-Stadt-Migration gibt, wie Anfang des 20. Jahrhunderts, können die Städte nicht alle Menschen in den Arbeitsmarkt integrieren. Viele finden dann nur informelle Jobs, teils auch im Bereich der Sexarbeit.

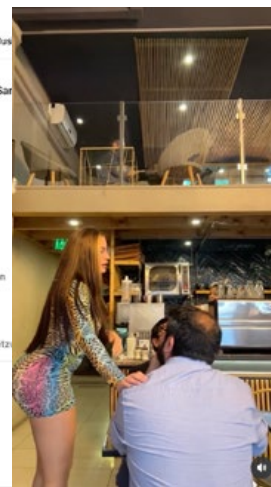
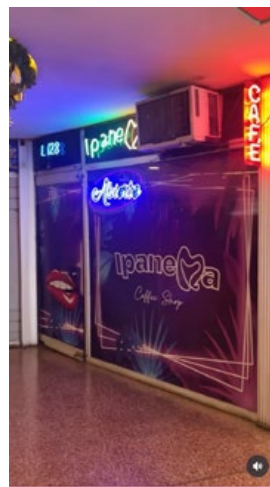
**In Santiago sind die Cafés sexueller ge-**

le Kontakte eher außerhalb der Cafés.

**Für einige Frauen ist es der Einstieg in die Sexarbeit. Prostitution ist in Chile**

**ein gut bezahlter Job?**

In Santiago war das Einkommen zum Zeitpunkt meiner Forschung niedrig. Viele



**nicht illegal, aber was sind die konkreten Probleme mit den Cafés?**

Die Cafés unterliegen zwar denselben Regelungen wie Lokale mit Alkoholausschank, Minderjährige haben dort keinen Zutritt. Doch es gibt keine Kontrolle darüber, was im Inneren passiert. Arbeitsverträge existieren nicht, keine Sozialversicherung oder Gesundheitsvorsorge. Die Bezahlung basiert auf mündlichen Absprachen und ist abhängig davon, wie viel die Frau verkauft.

**Das Publikum ist fast ausschließlich männlich. Warum gehen die Männer dorthin?**

Die Humanwissenschaftlerin Marcela Hurtado Rubio von der Universität Santiago hat sich in ihrer Studie mehr mit den

der Frauen sagten mir, früher hätten sie in den Cafés mehr verdient. In Concepción bekamen die Kellnerinnen mehr Geld. In jedem Fall ist es prekäre Arbeit, aber teilweise besser bezahlt als andere niedrig qualifizierte formelle Jobs.

**Die Cafés sind offen sexuelle Orte, gleichzeitig ist die chilenische Gesellschaft eher konservativ. Besteht da ein Zusammenhang?**

Ja, ganz klar. Das zeigt sich auch auf der Plaza de Armas: Trotz Kameras, Polizei, und Ordnungssymbolen gibt es abweichende Verhaltensweisen. Die chilenische Gesellschaft ist konservativ geprägt, aber es gibt Räume, in denen sich das Gegenteil entfaltet – wie in den „Cafés con piernas“.



## Folge dem Rythmus

Es ist vermutlich mein dritter Samstag in São Paulo, als ich in meiner Wohnung wieder das Trommeln höre. Meine erste Assoziation ist, dass es eine Demonstration auf der Avenida Paulista sein könnte, wo häufig für oder gegen Lula, für oder gegen Bolsonaro demonstriert wird. Aber ich wohne nicht sehr nahe der Paulista, und es hört sich eigentlich fröhlicher an als Protest. Ich gehe auf die Dachterrasse meines Wohnhauses und schaue vom 13. Stock auf die Straßen herunter, die Trommler können nicht weit weg sein, aber ich sehe sie nicht.

Zwei Tage später bei der Folha de S. Paulo sagt ein Kollege zu mir: "Übrigens, wo du wohnst, habe ich mal Musik gemacht." "Cool", sage ich, was für Musik? Ich den-

ke an Rock, aber er erklärt mir, dass es eine Gruppe ist, die traditionelle Musik aus dem Nordosten Brasiliens macht, Maracatu. Könnte sein, dass ich die schon gehört habe, sagt er, sie proben jedes Wochenende. Ich beginne zu kombinieren. Viele Trommeln, immer samstags? Rätsel gelöst.

Ein paar Tage später biege ich auf einen Schulhof ein, und sehe bei der Probe zu. Maracatu geht auf afrikanische Musikformen zurück, in der Gruppe wird gesungen, getanzt und mit verschiedenen Instrumenten gespielt, die Trommeln sind die lautesten. Schon als Zuschauer macht es großen Spaß. Und ich lerne: Selbst in einer 22-Millionen-Metropole hört man voneinander.

**Aurelie von Blazecovic, Brasilien**

## Plötzlich im Sandsturm

Am Horizont bilden Staubwolken eine Wand. Die Wolken verschlingen Sanddünen unter sich und kommen näher. „Hol das Auto schnell!“, ruft Vilma Vasquez ihrem Mann zu. Die Landwirtin sagt, so etwas habe sie noch nie gesehen.

Der Kameramann und ich sind in Ocucaje, einem Bauerndorf in der peruanischen Küstenwüste. Trotz Wasserknappheit wird in der Region viel Obst und Gemüse angebaut. Allein Deutschland importiert 130.000 Tonnen davon jährlich aus Peru. Den TV-Dreh müssen wir dann abbrechen.

Vom Schock getrieben, folgen wir Vasquez mit dem Auto auf Straßen, die einer Sandpiste gleichen. Mit der Staubfront im Nacken fühlt es sich an, als wären wir bei der Rallye-Dakar. Als wir die Bundesstraße erreichen, stecken wir mittendrin. Alles färbt sich gelb orange, Sichtweite 50 Meter.

Der Sandsturm entstand, weil sogenannte Vientos Paracas kalte Luft an die Küste brachten, die auf die dortige warme Luft prallte. Der große Temperaturunterschied verstärkte die Windböen. Solche Stürme gibt es weiter nördlich rund um die Halbinsel Paracas häufig, sie erreichen in der Intensität aber selten die Region um die Stadt Ica.

Wir haben wieder Netz, ich benachrichtige mein Gastmedium. Die Redaktion schickt mir einen Zoom-Link per WhatsApp. Keine fünf Minuten später berichte ich für Latina TV live über den Sandsturm, der viele Menschen überrascht hat. Mit meinem Handy ohne Mikro. Menschen, die ich interviewe, sind voll mit Staub – und dennoch entspannt. Dann gebe ich ab an den TV-Korrespondenten.

**Benno Krieger, Peru**





## Mein Freund, die Regenjacke

Ich bin auf dem Weg zu einer Freundin, als es anfängt, zu tröpfeln. Keine zwei Minuten später schüttet es wie aus Eimern. Menschen rennen in die Metrostation, es donnert und blitzt. Meine Regenjacke? Liegt zuhause.

Die Regenzeit in Mexiko-Stadt scheint in diesem Jahr besonders extrem: Der Juni 2025 war der regenreichste seit über 50 Jahren. Insgesamt 337 Millionen Kubikmeter Wasser prasselten in diesem Monat auf die Stadt herunter. Schuld daran waren die tropischen Wirbelstürme Alvin, Dalila oder Flossie. Sie brachten hohe Luftfeuchtigkeit in die Hauptstadt – und damit Regen.

Mexiko-Stadt hat schon vor Jahren angefangen, unter der Stadt Tunnel zu bauen, die das Wasser ableiten sollen, um Überschwemmungen zu verhindern. Doch viele

Abflüsse sind durch Müll oder Schutt verstopft und nicht überall ist die Infrastruktur gleich gut ausgebaut. Im Juni hat die Regierung ein Programm gestartet, das Mexiko zu einer Schwammstadt machen soll. Noch in diesem Jahr soll der Untergrund weitere 26 Millionen Liter Wasser aufnehmen können – durch die Renovierung und den Neubau von Sickergruben.

Meist bricht der Regen am Nachmittag oder Abend über die Stadt herein. Ich persönlich mag die Regenzeit: Sie drückt in dieser Stadt, in der sonst so viel Trubel herrscht, auf die Pausetaste, bringt frische Luft und sattgrüne Pflanzen; manchmal kann man gar einen Regenbogen entdecken. Nur eines sollte man eben immer dabei haben: die Regenjacke.

Nelly Ritz, Mexiko

## Nicht die Bohne

Wer in einem chilenischen Supermarkt nach Kaffeebohnen sucht, geht oft leer aus. Stattdessen stehen rote Dosen im Regal mit wasserlöslichem Pulver: Nescafé.

Diese Art Kaffee trinken die Chilen:innen am liebsten. Für deutsch-sozialisierte Bohnenkaffeetrinker:innen (wie mich) ist das schwer nachvollziehbar. Dabei haben die Menschen in Chile den Deutschen etwas voraus: Sie nutzen ihre Zeit für wichtigere Dinge als Kaffeekochen – das Miteinander. Jeder wird hier mit Küssen auf die Wange begrüßt, stets ein Plausch gehalten. Dabei sind die Chilen:innen besonders höflich und aufmerksam. Ein Kommentar zum Churro-Stand an der Straßenecke genügt, und schon hat man die Tüte in der Hand.

Dass die Chilen:innen Nescafé der Bohne vorziehen, ist im Übrigen kein Anzeichen für schlechten Geschmack. Sie sind durchaus Genussmenschen. Matete etwa wird in einer Zeremonie liebevoll zuhause aufgebrüht. Beim Kaffee aber machen sie sich nicht die Mühe. Warum auch, Nescafé geht schnell, es braucht keine Mühle oder Maschine. Pulver in die Tasse, heißes Wasser drauf, umrühren. Das dauert keine zwei Sekunden.

Wiebke Bolle, Chile

## Kein Selbstverständnis

Als ich in Argentinien ankam, waren bei meinem Arbeitgeber Table.Briefings in Berlin kurz zuvor hunderte Menschen, darunter Mitglieder der Bundesregierung, zum jährlichen Sommerfest zusammengekommen. Davon erzählte ich einem befreundeten argentinischen Journalisten. Er schaute mich daraufhin ungläubig an und begann darzulegen, wie undenkbar eine solche Konstellation derzeit in Argentinien wäre, wie groß die Kluft zwischen Journalismus und Politik ist.

Eine argentinische Kollegin erzählte, wie Medienschaffenden der Zugang zu Pressekonferenzen des Präsidenten verwehrt wird. Andere berichteten von Gerichtsprozessen gegen Journalist:innen, von verletzten Reporter:innen bei Demonstrationen, von

persönlichen Angriffen auf Social-Media-Plattformen durch Mitglieder der Milei-Regierung. Wie drastisch sich die Situation verschlechtert hat, zeigt der Blick in den World Press Freedom Index: Argentinien in nur zwei Jahren um 47 Plätze abgestürzt. Für mich als Journalistin, die den Großteil ihres Lebens in Deutschland verbracht hat, ist das beängstigend. In Argentinien wird mir bewusst, wie privilegiert ich bislang arbeiten konnte – und wie selbstverständlich ich das genommen habe. Denn in Deutschland ist ein Grundrespekt für unsere Arbeit spürbar – und dieser Respekt ist entscheidend. Geht er verloren, steht mehr auf dem Spiel als individuelle Arbeitsbedingungen. Dann ist die Demokratie selbst bedroht.

Merle Heusmann, Argentinien



ALEMANIA

# Nuevo equilibrio

Desde 2015, el proyecto Bikeygees enseña a andar en bicicleta a mujeres refugiadas en Berlín y alrededores. Ya son más de 2.500 las que recuperaron su libertad de movimiento y, con ella, algo mucho más profundo. *Por Karina Niebla*

Sentía que temblaba, que le costaba respirar. Pero ese temor se disipaba enseguida. Al rato ya no necesitaba palabras. No nos conocía, pero compartía con nosotras algo especial”. Así recuerda Annette Krüger (54) la experiencia de una de las primeras aprendices de Bikeygees, la organización con la que enseña a andar en bicicleta a mujeres refugiadas en Alemania. Y una de las iniciativas que más me llamaron la atención en mi llegada a Berlín porque combina dos de mis temas preferidos: movilidad y género.

El proyecto grita libertad de muchas formas: en cada pedaleo que deja atrás el miedo, en cada festejo que nace del equilibrio recién descubierto, en cada mujer que recupera su autonomía en un país nuevo (o gana la que quizás jamás tuvo).

Era 2015 y mucha gente buscaba paz y refugio en Alemania. Fue entonces cuando Annette, con una historia familiar marcada por el exilio y la huida, sintió el impulso de devolverle algo al mundo. Vio en Facebook una foto de dos mujeres sosteniendo a una aprendiz de ciclista, y comentó debajo: “Qué cool, ¿existe eso en Berlín?”. Otra mujer le respondió: “Sí, hagámoslo”. Difundieron la idea por redes sociales y fijaron un punto de encuentro en un terreno baldío al lado de un supermercado.

“Primero fuimos a una cafetería donde estaban repartiendo comida a refugiadas y empezamos a gritar ‘¡Diversión en bici!’”. Y los chicos vinieron como locos hacia nosotras —relata Annette—. Les preguntamos si sabían andar en bicicleta y nos dijeron que sí. Ahí es cuando aprovechamos y les dijimos: ‘Entonces trae a tu madre’.

Las primeras que aceptaron la invitación no sabían qué esperar. La mayoría no hablaba alemán y se mostraba escéptica. Anne Seebach (47), cofundadora de Bikeygees, tampoco estaba segura de lo que estaba haciendo. La barrera idiomática parecía insondable. Hasta que se concentraron en

una meta más allá de la lengua: “Sólo sostengámoslas. Lo más importante es que no se caigan”, dijo Annette. Así se dieron cuenta de que una sonrisa valía más que mil palabras. Y nació un círculo de mujeres y empoderamiento.

Desde entonces, más de 2.500 mujeres y niñas de todo el mundo aprendieron a andar en bicicleta en Berlín y alrededores gracias a Bikeygees. En el camino, la organización fue vehículo para la donación de más de 700 sets de bici, casco y candado. Y hasta llamó la atención de la reina Camila del Reino Unido, que la visitó en 2023.

“La primera vez que pude pedalear sin ayuda fue increíble. Sentía que volaba. Ahora, cuando quiero olvidarme de la presión de la vida por un rato, me subo a la bici”, cuenta Fariha (30), nacida y criada en Afganistán. Desde chica quería circular en dos ruedas. Pero las calles afganas son “un verdadero reto”, admite esta ex alumna de Bikeygees, que hoy enseña a otras mujeres a “volar”.

En el primer entrenamiento, dos jóvenes salieron andando. Para otras fue más complicado. Por un lado, está la curva de todo aprendizaje. Cuando Eunice (49) quiso pedalear recién llegada de Kenia, no lograba hacer funcionar su bicicleta. Pero, a la segunda clase, ya era una ciclista más. Por el otro lado, está la opresión en el cuerpo marcada por décadas. “Crecí en Bagdad, donde a las chicas nos prohibían andar en bici”, recuerda Karima (62).

Pedalear empodera en un sentido filosófico pero, también, práctico: permite llegar al trabajo, a la guardería o al centro comercial desde zonas con pocos medios de transporte, como los campamentos de refugiados, comúnmente aislados del tejido urbano. Incluso ayuda a acceder a puestos laborales que demandan movilidad propia, como le ocurrió a un grupo de somalíes y keniatas dedicadas a tareas de cuidado, que fueron a Bikeygees para aprender a moverse rápido

entre los hogares de sus clientes. En mi caso, como periodista interesada en transporte, la importancia de la bicicleta en Berlín es un soplo de aire fresco mientras en otros países se retrotraen políticas de movilidad activa en favor del auto particular.

Aunque el nombre de Bikeygees haya nacido de la combinación de las palabras “ciclistas” y “refugiadas”, la organización está abierta a todas, más allá de su origen. Llegaron mujeres de Portugal y de Turquía. O de países donde, si bien no está prohibido andar en bici, la movilidad activa es menos común o goza de menor infraestructura, como Brasil o México.

Cada sesión de enseñanza es rápida como ir en dos ruedas. Unos diez minutos de charla informal y, después, la pregunta: “¿Quién quiere aprender y quién quiere enseñar?”. Hoy en Bikeygees hay un 70% de alumnas, 30% de voluntarias, y pocas reglas. La principal es usar casco. Otra, pedirle a la aprendiz autorización antes de tomarla de los brazos. Y, si la respuesta es afirmativa, es importante mirarla a los ojos, para gestar un vínculo de confianza.

Aunque la mayoría de las familias de estas mujeres agradecen la enseñanza, también hay quejas y conflictos. “Creo que es por control social —analiza Annette—. Con la bici puedes ir a otros lugares, estás fuera de la vista, no pueden ver lo que haces”. De hecho, para muchas mujeres, aprender a andar en dos ruedas significó, por primera vez, pasar unas horas sin sus hijos.

“Para mí, el ciclismo no es un deporte, es una herramienta de empoderamiento”, dice Annette. Y aunque ella insiste en que no es ciclista, su convicción rueda firme: “No puedo cambiar lo que les pasa a las mujeres en Afganistán o en Gaza. Pero puedo hacer algo aquí. Y lo hago”.

Es que, a veces, cambiar el mundo empieza con un gesto tan simple (y tan poderoso) como sostener a otra mujer hasta que encuentra el equilibrio por sí sola.





**E**stás en tu casa?

—Sí.

—Por favor, ven a la estación central. Tengo miedo.

Una noche fría de febrero, Ana\* escribió ese mensaje desde un tren rumbo a Chemnitz. Estaba a solo 30 minutos de Zwickau, su ciudad en Sajonia, un estado federado al noroeste de Alemania donde al menos 11.000 venezolanos intentan rehacer su vida. Pero el trayecto se le hizo eterno. Se sentó en un vagón casi vacío, con los audífonos puestos, intentando disimular el miedo que le subía por el cuerpo. Fue entonces cuando sintió que la miraban. Levantó la vista apenas un segundo. Eran varios hombres, con chalecos anti disturbios y cascos. No eran policías. Eran neonazis.

Lo supo en cuanto bajó el volumen de la música y empezó a escucharlos.

Que deberían marcarla con una estrella judía. Que la marca azul —la que usan para identificar inmigrantes— le quedaría bien. Que hay que luchar contra mujeres como ella. Que por eso hay que votar por Alternativa para Alemania (AfD), el partido de extrema derecha que, aún no entiendo bien cómo, con su retórica antiinmigrante y eu-

roescéptica ha conseguido seducir incluso a quienes alguna vez dejaron sus tierras.

Ana estaba sola y no había escapatoria. Quiso llorar, pero no se dejó. Sacó uno de sus teléfonos y empezó a grabar. Con el otro, mantuvo el chat con su amigo.

Mientras el tren avanzaba, pensaba en lo que venía. “Me bajo del tren y, ¿qué va a pasar? Me pueden seguir. El tramo que debo agarrar es subterráneo. Está oscuro. No puedo caminar, porque pueden seguirme. No puedo tomar un bus, porque pueden seguirme también”. Todo se convertía en una amenaza lógica.

“¿Por qué, si yo hago todo bien, igual tengo que enfrentarme a esto?”, se preguntó.

Esa noche, no bajó sola del tren. Su amigo ya la esperaba en el andén, como una cuerda de seguridad lanzada a tiempo. No hubo agresión física. No hubo gritos. Pero desde entonces algo cambió.

“Cuando voy caminando y pasa un grupo de alemanes, me callo. Yo me callo para que ellos no oigan que soy extranjera y que estoy hablando otro idioma”, cuenta.

En septiembre cumplirá los tres años reglamentarios que exige el Estado alemán para que los refugiados puedan reubicarse

fuera del estado al que fueron asignados por la autoridad migratoria. Ana ya ha postulado a varios empleos para mudarse a Lübeck, Rostock. En ella cayó el peso de vivir en Sajonia.

“No me importa. Si me tengo que ir, y Dios quiere que sea así, entonces se me va a dar. Porque yo misma me estoy limitando. Me tengo que ir. Ya no quiero estar más aquí”.

Muchos otros venezolanos en esa región también comienzan a mirar de reojo el mapa alemán. No con la urgencia de quien huye, pero sí con la inquietud de quien ya sabe lo que significa el desplazamiento. No se trata —todavía— de abandonar Alemania, sino de moverse dentro de ella: buscar un rincón menos teñido de azul oscuro. En los estados donde AfD no consiguió tanto respaldo, la incertidumbre pesa menos. En Sajonia, pesa con fuerza.

Sebastian Lüpke, miembro del Grupo de Coordinación Regional de Amnistía Internacional para Venezuela en Alemania, lo ha escuchado ya en conversaciones con la comunidad migrante con la que trabaja.

“Una venezolana vive en el distrito de Erzgebirge, en el sur de Sajonia, una zona

# ¿Volver a hacer maletas?

Contemplar una segunda o tercera migración —aunque interna— no es exagerado. Es un reflejo de la memoria. Desde una Alemania que comienza a cerrarse, los venezolanos vuelven a preguntarse si habrá que hacerlo otra vez.

Por María de los Ángeles Graterol



muy rural, bastante conservadora. Ahí trabaja como personal de la salud tratando a adultos mayores. En ese pequeño pueblo casi una de cada dos personas votó por AfD. Después de las elecciones me ha dicho que ama la región, ‘yo amo los paisajes y a todos mis amigos aquí, pero (...) me voy a salir’. Seguramente no será el único caso”, cuenta el experto en migración.

Erzgebirge es conservador. De sus 160 mil electores, más de 75 mil votaron por AfD en las elecciones generales de febrero. Y ese resultado no fue una excepción: en todo Sajonia, el partido alcanzó 37,3% de los sufragios, convirtiéndose en la fuerza política dominante de ese estado del este alemán, donde cuando el país quedó dividido en dos, a diferencia del occidente, no abrió sus puertas a millones de trabajadores huéspedes que llegaron a reconstruir sus rotos.

Cuando se le pregunta al mismo Lüpke cómo podría afectar a los migrantes un giro en la política migratoria alemana, su respuesta es directa: la Oficina Federal de Migración y Refugiados (BAMF) podría imponer una línea más dura. Y aunque la era de Friedrich Merz apenas comienza, ya existe un precedente que alarma.

“El BAMF aceptaba aproximadamente el 40% de las solicitudes de asilo de los venezolanos (...). Ahora he visto negadas muchas decisiones del BAMF en casos bastante similares que hubieran sido aceptados en años anteriores. Mi asunción es que está actuando mucho más restrictivamente porque es bastante claro que no hubo ningún mejoramiento en Venezuela en cuanto a los derechos humanos”, señala.

Aunque no debería ser así, el lugar donde se tramita una solicitud de asilo puede pesar tanto como la historia personal del solicitante. Donde gobiernan partidos con posturas más restrictivas, las probabilidades de recibir protección son significativamente menores. No lo digo yo, sino una investigación conjunta de la Universidad de Konstanz y de Bamberg.

Y justamente en ese cruce de caminos y decisiones, entre pasaportes y maletas, hay una duda que empieza a habitar en esos venezolanos —y en mí misma—: ¿y si toca irse otra vez?

*\*El nombre de Ana fue cambiado por motivos de seguridad, para proteger su identidad y evitar posibles represalias.*

# La capitalización del miedo



Los buenos resultados electorales de la AfD se pueden explicar sobre todo con discursos intolerantes que cada vez tienen más cabida en la política alemana..

*Por Fernanda Araneda*

La exacerbación del sentimiento anti migrante. Esa, aprendí, es una de las principales claves del éxito del partido de ultraderecha, Alternativa para Alemania (AfD) y que lo tiene ahora posicionado como la principal fuerza opositora en el Bundestag.

Sin planificarlo demasiado, durante mi estadía en Alemania lo que más hice fueron entrevistas acerca de la AfD, sobre todo para responder a la pregunta de por qué las personas votan por ese partido y por qué, lentamente, se ha ido desmoronando el cerco sanitario sobre la ultraderecha.

El fenómeno es multicausal, tiene que ver, por ejemplo, con la frustración de los alemanes con los partidos del establishment, con la mala situación económica y también con el revisionismo que proponen los miembros de la AfD. Sin embargo, un hecho relevante en esta historia y que me mencionaron todas las personas con las que hablé, es la crisis de refugiados que comenzó en 2015 y de la que el partido supo aprovecharse.

El periodista de la ARD y especialista en seguridad nacional, Michael Götschenberg, señaló que en Alemania hay un grupo relevante de personas con ideas anti migración u otros discursos poco tolerantes, pero que previo al surgimiento de la AfD, no tenían el espacio para vociferarlas.

De acuerdo al corresponsal de la red de ra-

dios públicas de Alemania, varias personas, sobre todo en el Este, se hacen preguntas como: “¿Por qué hay que discutir si hay más de dos sexos? ¿Por qué ya no podemos hablar como hemos hablado por décadas? ¿Por qué eso ya no es aceptado? ¿Por qué ya no podemos usar la n word? ¿Por qué nuestros niños no pueden leer libros con la n word en las escuelas?”, ejemplificó.

“Son cosas muy básicas, del día a día, por las que las que estas personas están enojadas y la AfD les dice: ‘Tienes razón, no dejes que estos grupos te digan que está bien o que está mal y si tú votas por nosotros seremos los que vuelvan las cosas a cómo eran antes’”, relató.

Olaf Sundermeyer, periodista de la RBB y experto con varios libros e investigaciones sobre el tema, también apuntó a lo que ocurre en el Este de Alemania, una zona que durante de los años de la República Democrática Alemana (RDA) recibió muy poca migración.

“Había algunos trabajadores extranjeros de países socialistas, como Cuba, Mozambique o Vietnam, pero tenían que firmar contratos a plazo. Venían a la RDA, pero luego tenían que irse. No querían integrarlos en la sociedad, así que como resultado, el Este de Alemania ahora es bastante homogéneo, tanto en el aspecto cultural como étnico”, comentó.

Sundermeyer además observó que las áreas que tienen el porcentaje más pequeño de migrantes son las áreas en que la AfD le va mejor, “porque las personas no están acostumbradas a las diferencias culturales”.

“Ellos quieren que las cosas sigan como siempre, dicen: ‘Tenemos que resistir al gobierno federal, estamos amenazados, tenemos que defender nuestra forma de vivir’. Personas con esa mentalidad las hay en todo el país, no solo en el Este, pero especialmente allí, porque la cantidad de migrantes es baja y quieren que siga así”, afirmó.

Por su parte, la politóloga colombiana, Carolina Tobo Tobo, cuestionó la fijación de la AfD con la migración, “porque para Alemania la migración es esencial”.

“En los próximos años va a ser incluso muchísimo más importante porque se necesita mano de obra, trabajadores cualificados y no tan cualificados”, dijo.

El rechazo a la migración, lamentablemente, es un tema clave para entender el ascenso de la ultraderecha, no solamente en Alemania, sino que también en mi país. A finales de 2025, Chile celebrará unas nuevas elecciones presidenciales, para las cuales están bien prospectados dos candidatos de ultraderecha con declaraciones y propuestas migratorias abiertamente racistas. Solo el tiempo dirá si es que el discurso de odio se impone en ambos países.

# No tan bienvenidos

Organización ayuda a inmigrantes a insertarse en el mercado laboral en Alemania, pero enfrenta dificultades con el idioma y microagresiones en el día a día. Por *Isabella Menon*

**C**aminen. Ocupen todo el espacio. Perciban dónde están. Mírense unas a otras”. Estas instrucciones forman parte de uno de los ejercicios de un encuentro de Janaínas, una organización sin fines de lucro que apoya e integra a mujeres de habla portuguesa en Alemania.

Al llegar a Alemania, noté que la inmigración era un tema presente en varias conversaciones y entrevistas. Por eso, empecé a buscar organizaciones que trabajaran con brasileños que viven en el país. Entre ellas, encontré a Janaínas.

En la actividad, que participé, las participantes buscaron orientación para ingresar al mercado laboral alemán. Con trayectorias diversas, aprendieron técnicas teatrales aplicadas a entrevistas de trabajo. Los ejercicios abordaron postura, comportamientos que se deben evitar durante entrevistas, y estrategias para responder preguntas frecuentes, como pretensión salarial y puntos débiles.

Durante dos horas, compartieron experiencias sobre la búsqueda de vacantes en sus áreas de formación, dificultades para ser contratadas y retos con el alemán. Intercambiaron relatos sobre exámenes de idioma y situaciones vividas desde su llegada al país. Al finalizar, mostraron mayor preparación para los procesos de selección. Los contextos varían: algunas interrumpieron su carrera tras la maternidad y quieren reincorporarse; otras emigraron acompañando a su pareja y ahora buscan una actividad profesional propia.

La actividad forma parte de un conjunto de acciones de Janaínas, que desde 2018 ha apoyado a más de 2.000 mujeres. La organización realiza encuentros sobre el merca-

do tecnológico en Alemania, ofrece espacios para practicar el idioma y promueve debates sobre temas como la xenofobia.

Aunque el país requiere mano de obra calificada y cuenta con políticas de incentivo, las inmigrantes relatan dificultades de adaptación, comentarios sobre su acento y microagresiones en el entorno laboral. Estos factores llevan a algunas a replantearse su permanencia.

El dominio del alemán se menciona como uno de los principales obstáculos. Un estudio de la organización, realizado con 92 inmigrantes, muestra que, incluso entre quienes viven en Alemania desde hace más de siete años (53% de las encuestadas), el 70% considera que el idioma sigue siendo una barrera importante. Las mujeres representan el 79,3% de las respuestas.

El estudio indica además que la convivencia con alemanes, fundamental para mejorar la fluidez, se ve limitada por diferencias culturales. También señala la existencia de estereotipos y discriminación, muchas veces inconscientes. Entre los relatos se incluyen comentarios como que “los brasileños son dramáticos” y episodios de acoso con observaciones públicas sobre su apariencia, como “eres tonta, pero hueles muy bien”.

Para Evelyne Leandro, cofundadora de Janaínas y coordinadora del proyecto InCulture, los resultados confirman una realidad ya conocida. “Los prejuicios cotidianos siempre han existido. Tienen raíces históricas, ya que fue en Europa donde se creó el concepto de razas e inferioridad para justificar atrocidades”, afirma.

El estudio destaca que el apoyo más efectivo proviene de redes de apoyo y no de

estructuras corporativas formales. Los entornos laborales tóxicos fomentan la salida de profesionales cuando la discriminación persiste.

El informe recomienda cambios estructurales y señala que las empresas deben garantizar mecanismos reales de protección e inclusión, más allá de los discursos públicos. También advierte que exigir resiliencia traslada la responsabilidad a los grupos afectados sin considerar el deber institucional de enfrentar los prejuicios.

Con el avance de la extrema derecha, las coordinadoras de la ONG señalan un aumento de ataques xenófobos. Indican que el crecimiento de partidos como *Alternative für Deutschland* (AfD) alienta insultos y agresiones contra inmigrantes.

En entrevistas, integrantes de Janaínas relataron situaciones de los últimos dos años, como burlas sobre su forma de hablar alemán, y agresiones en espacios públicos. Una participante contó que su hijo fue empujado por un hombre al intentar subir al metro, quien le dijo: “Primero los alemanes”.

“La violencia ha aumentado”, afirma Adriana Santos, coordinadora de proyectos teatrales en Janaínas y profesora de yoga. “Nuestra comunidad, además de inmigrante, está formada por mujeres y enfrenta aún más dificultades”.

Santos explica que el gobierno alemán ofrece apoyo a organizaciones como Janaínas, que contribuyen a la integración de inmigrantes. “Ellos no hacen el trabajo que realizamos nosotros. Antes no existía una comunidad brasileña estructurada como la nuestra, pero necesitábamos este apoyo”, admite.



# Un viaje hacia la autenticidad

Una es más auténtica cuanto más se parece a lo que ha soñado de sí misma” —esta frase, dicha por la Agrado en el monólogo de Todo sobre mi madre de Pedro Almodóvar, condensa con sensibilidad el viaje que tantas personas LGBTIQ+ emprenden para alcanzar la paz de ser quienes realmente son.

No se me ocurre una cita que resuma mejor ese proceso de búsqueda, afirmación y deseo profundo de autenticidad. Porque a veces, la versión que imaginamos de nosotros mismos —aquella con la que soñamos en silencio— no cabe en el lugar donde crecimos. A veces, está lejos. Muy lejos.

Entonces, irse no es solo una decisión: es una necesidad. Migrar se vuelve la única vía para vivir con libertad, para existir sin miedo. Para muchas personas LGBTIQ+, migrar es una forma de supervivencia frente a la violencia y el rechazo que aún persisten.

Para quienes nacieron en lugares donde la homosexualidad o las identidades trans no solo se condenan socialmente, sino que también se penalizan legalmente, la idea de „vivir auténticamente“ puede parecer un privilegio lejano. En 64 países, las conductas homosexuales están castigadas, con penas que van desde prisión hasta la muerte.

Kevin Donaire, un joven gay filipino que hoy reside en Bonn, Alemania, habla de ese alivio que experimentó al llegar a un país donde las leyes ofrecen cierto grado de protección a la comunidad queer. “Aquí siento que puedo expresar mi identidad sin miedo. Hay una protección estatal hacia la comunidad queer que simplemente no existe en mi país,” relata.

Para él, caminar por las calles sin temor a ser discriminado o agredido es algo nuevo,



un privilegio difícil de dimensionar cuando se viene de un lugar donde lo queer es, hasta cierto punto, tolerado, pero no aceptado.

Sin embargo, la libertad que ha encontrado en Alemania no está exenta de matices. Kevin advierte que la experiencia varía según la región: “Tengo suerte de vivir en una región donde la presencia del partido de extrema derecha AfD no es tan fuerte. Pero sé que no es así en todo el país.” Reconoce que las tensiones políticas y sociales que atraviesan a Europa, donde la ola conservadora y xenófoba crece, genera grandes riesgos para las minorías.

Esta preocupación es compartida por Gabi Furst, una mujer trans brasileña que

emigró a Berlín, Alemania en 2016. Para ella, el crecimiento de la extrema derecha y la intolerancia representa una amenaza constante. “Es un peligro porque no quieren más diversidad,” afirma con contundencia. Pero abandonar Brasil no fue la garantía de encontrar un refugio seguro: “Descubrí que no hay sitio seguro en el mundo.”

Más allá del miedo a la violencia externa, Gabi también señala que la lucha incluye enfrentar prejuicios dentro de la propia comunidad migrante. “Hay el prejuicio dentro de nuestra comunidad también,” explica, haciendo visible una realidad poco abordada: que la discriminación puede estar presente incluso en los espacios que deberí-

**Llegaron a Alemania como miembros de la comunidad LGBTQ+.  
Para ellos, el sueño de ser libres lo alcanzaron emprendiendo  
la migración, una ruta que no borra las heridas, pero que abre  
puertas hacia la esperanza.  
Por Fernanda González Labbé**



an ser refugio.

Sadat Tasnim, un joven de Bangladesh llegó a Bochum, Alemania a los 19 años. Para él, la migración estuvo marcada por una doble necesidad: escapar de la discriminación por su sexualidad y buscar una educación que en su país natal le era negada.

Creció en un entorno profundamente hostil para las personas LGBTQ+, en un país donde “no hay representación de personas queer,” y donde la influencia de grupos religiosos extremistas se traduce en una constante amenaza. “El gobierno estaba muy involucrado con grupos religiosos extremistas, lo que hacía nuestra posición muy vulnerable”, dice, señalando cómo

las políticas oficiales y las creencias conservadoras se entrelazan para marginar y criminalizar.

En Bangladesh, la educación sexual es prácticamente inexistente, y el acceso a apoyo psicológico adecuado, casi nulo. “Conozco un caso particular en el que un psicólogo organizó un encuentro con una prostituta para ‘curar’ a alguien”, recuerda Sadat.

En Alemania, Sadat ha encontrado un espacio donde puede expresar su identidad abiertamente pero también es consciente de que pertenece a varias minorías al mismo tiempo: es exmusulmán, inmigrante, queer y persona de color. “Si juntas todo esto, mi comunidad estaría primera

en la línea para ser discriminada”, advierte, haciendo referencia a la tendencia política extremista que crece en Alemania.

Estas historias —de Kevin, Gabi y Sadat— revelan que la lucha por la autenticidad y la libertad no termina con la migración. El camino continúa, plagado de nuevos desafíos y obstáculos, tanto externos como internos. Racismo, xenofobia y tensiones políticas son constantes recordatorios de que la aceptación plena sigue siendo un objetivo lejano, incluso en sociedades consideradas progresistas.

Kevin lo expresa con claridad: “A veces siento que tengo que justificar mi existencia. Mi identidad siempre parece estar bajo escrutinio.” Esta sensación es un eco del sentimiento de muchos migrantes LGBTQ+ que, aunque hayan escapado de la violencia directa, aún enfrentan la lucha por ser vistos, respetados y reconocidos.

El viaje hacia la autenticidad es largo y complejo. No se trata solo de llegar a un lugar distinto, sino de construir un espacio donde la libertad de ser uno mismo no sea un privilegio fugaz sino un derecho garantizado.

Escribir este artículo y conversar con Sadat, Kevin y Gabi me recordó una de mis motivaciones principales para venir a Alemania. Y la verdad es que se parece mucho a la de ellos. También soy parte de la comunidad LGBTQ+ y vengo de un país conservador e intolerante con la diversidad. Las historias que recogí resuenan profundamente conmigo, y ha sido en Berlín donde, por primera vez, he podido experimentar una libertad que en Perú todavía me resulta inalcanzable.

**DESDE  
BERLIN**

# El calor que no esperaba

El calor que no esperaba (1.500 caracteres con espacios)

Los alemanes son serios. Fríos. Distantes. Eso dicen. Y aunque desmontar ese prejuicio suena tan difícil como aprender su idioma —sobre todo para una latinoamericana recién aterrizada—, bastó una noche en Berlín para que el mito empezara a tambalearse.

Medianoche. El metro que conecta el aeropuerto con la ciudad estaba en reparaciones. Yo sola, con una maleta de 22 kilos, otra de 8, un bolso que parecía arrastrar mis nervios de recién llegada, y unas escaleras infinitas que me gritaban: “Buena suerte”. No había ascensor. Ni milagro. Solo gravedad.

Y de pronto, él. Un alemán que frenó, le dijo algo a su esposa. No sé qué —no hablo alemán—, pero en mi cabeza fue: “Déjame ayudar a esta chama”. Agarró mis dos maletas como si fueran almohadas y las subió sin decir mucho más. Yo, en shock.

Unos pasos más adelante, otro hombre. Con mi

inglés machucado y mis señas, le pregunté si iba bien. Sonrió, sacó su teléfono, buscó, me mostró el camino. Claro. Directo. Sin rodeos.

Esa noche, Berlín me susurró que, en medio del frío, podía haber gesto, humanidad, calor.

Y las señales seguían. En la redacción, mi vecino de puesto, un señor encantador, me recibió con una sonrisa tranquila y me dijo: “I don't speak Spanish, but I know the most important thing: Hola, corazón”. Y ahí entendí: me estaban haciendo espacio.

Una vez fui a almorzar a la cantina de TAZ, mi medio de acogida, y dejé los audífonos tirados. Horas después, me vibró el celular: un mensaje en Instagram de una chica que trabaja en mi mismo piso. Me decía que los habían guardado en la barra, que pasara cuando pudiera.

Y así Berlín, contra todo pronóstico, terminó por abrazarme con el calor que no esperaba.

**María de los Ángeles Graterol,  
Venezuela**





„Mi paso por Deutsche Welle fue un desafío en todos los sentidos. En estos dos meses he crecido mucho como periodista. Y contra todo pronóstico, terminé disfrutando de la edición de videos, algo que pensé que nunca me pasaría. Gracias a Cristina por los consejos y la paciencia.“ *Fernanda González Labbé, Perú*

„En Table.Briefings debí adaptarme al teclado alemán, reciclar mi inglés oxidado y convivir con el silencio. Pero también almorcé con colegas, disfruté de café y fruta gratis, y escuché hablar español más de lo que alguna vez pude imaginarme. Sin embargo, lo mejor que me dio el medio no se percibe con los sentidos: tiempo, mirada y recursos para hacer otra vez periodismo en serio.“ *Karina Niebla, Argentina*

„Tuve una linda experiencia en RBB. Fueron muy amables conmigo, me ayudaron con mis artículos para Chile y además tuve la oportunidad de ver cómo hacen su trabajo. Mención especial para mi compañero de oficina Wolf, que se jubiló durante mi estancia en Berlín y se convirtió en mi primer amigo alemán.“ *Fernanda Araneda, Chile*

„Aunque es más silenciosa que en Brasil, la redacción de Die Welt me sorprendió por la cantidad de reuniones diarias que tienen, con feedbacks entre todos y debates que las acompañan. Aprendí que esto puede tener un buen efecto en la redacción.“ *Isabella Menon, Brasil*

## ¿Rave o'clock?

En Latinoamérica estamos acostumbrados a escuchar reguetón, salsa y otros géneros latinos en las fiestas. Bailar al ritmo de esta música es parte de nuestra identidad cultural, y puede resultar extraño adaptarse a otros estilos.

Por eso, cuando fui por primera vez a un club en Berlín, pensé: „Esta música no me va a divertir tanto. Mejor busco un lugar latino“. Pero decidí darme la oportunidad de vivir algo nuevo. Lo primero que me llamó la atención fue la estricta política hacia el uso de celulares: no estaba permitido grabar, y algunos incluso llevaban stickers cubriendo las cámaras de sus dispositivos.

Las personas estaban completamente inmersas en el momento, sin distracciones. Bailaban tecno, algunos solos, otros en grupo, pero todos compartiendo la energía del lugar.

La historia está presente en cada esquina de Berlín, y el tecno no es una excepción. Tras la caída del Muro en 1989, Berlín se convirtió en un centro del tecno, cuando jóvenes ocuparon espaciando este género en un símbolo de libertad y optimismo.

Más allá de la música, la cultura del clubbing representa una forma de libertad en un mundo que a menudo impone restricciones. Para la comunidad LGBTQ+ y para los jóvenes que desafían normas heteronormativas, estos espacios ofrecen un refugio donde pueden expresarse libremente.

En un club berlinés, puedes bailar, vestirse como quieras y sentir la tranquilidad de que nadie te está juzgando. Por supuesto, nada se compara con la calidez de la música latina y el ambiente reggaetonero que nos define en Latinoamérica. Pero conocer otras culturas también implica abrirse a nuevas formas de diversión, arte y resistencia.

**Fernanda González Labbé, Perú**



## ¡Gracias, Antonio!

A lo largo de mi vida, Alemania siempre estuvo presente. Estudié en un colegio alemán, hice un intercambio escolar cerca de Hamburgo y, en la universidad, viví seis meses en Augsburg. Cada una de esas experiencias se dio en etapas muy distintas de mi vida —y de Alemania también.

En 2010, el país atravesaba un período de fuerte crecimiento económico. En 2016, el debate giraba en torno a la llegada masiva de inmigrantes y los desafíos de la integración. Ahora, en 2025, trabajo en Berlín, en un contexto marcado por el avance de la extrema derecha y los intensos debates que provoca.

Volver, ahora con más madurez, fue una experiencia única. Alejarme de la rutina de una redacción en Brasil me permitió algo poco común: tiempo para profundizar en los temas, escuchar mejor y escribir con otra mirada. Lo que más valoro son los encuentros: cada persona entrevistada me dejó

algo. Estoy segura de que cambiaron mi forma de ser periodista y de mirar la vida.

Antonio fue uno de ellos. Vive en un centro para personas que consumen drogas en Frankfurt. Aceptó hablar sin titubear, pero pidió cinco minutos para arreglarse. Volvió con flores en la mano y nos regaló una a cada periodista.

Hablaba portugués, español, alemán y francés, pero no inglés: “Demasiado común. Me gustan los idiomas difíciles”, dijo sonriendo.

Su historia sigue siendo dura. Dejó la heroína, pero no logra abandonar el crack. Aun así, trabaja como jardinero, cuida plantas y sigue soñando. A los 57 años, sueña con ser feliz sin depender de drogas. “Creí que me harían feliz, y al principio lo logramos. Pero luego lo perdí todo”, me confesó. Y yo, desde aquí, deseo que la felicidad lo encuentre, señor Antonio.

**Isabella Menon, Brasil**



## Gaseosa deliciosa

Quien me conoce sabe que yo amo la Coca Cola. O más bien, que tengo una adicción por ella, que definitivamente está pavimentando mi camino hacia la diabetes. En mi país, no hay nada mejor que la Coca Cola. Los sucedáneos, como la Pepsi u otras marcas que solo se producen allá, me parecen asquerosos, ninguno se compara, pero en Alemania conocí algo que lo cambió todo: la Fritz-kola. No soy crítica gastronómica, tengo pocas herramientas en ese sentido, pero puedo decir que la Fritz-kola me parece deliciosa.

La Fritz-kola nació en 2003 en Hamburgo y se vende únicamente en formato pequeño de vidrio y no en una botella de plástico grande, como a mí me gustaría. Además de su sabor maravilloso, con cafeína y la cuota justa de gas, la Fritz-kola también se destaca por su lindo diseño. La etiqueta es en blanco y negro y tiene la caricatura de dos hombres, que según lo que leí en internet, son los fundadores de la empresa.

Fuera de todo, lo anterior la Fritz-kola también tiene conciencia social. En el marco de la campaña "Pfand Gehört Daneben" la marca alienta a sus consumidores a dejar las botellas de vidrio al costado de los basureros, para facilitarle las cosas a las personas que recolectan botellas en la calle y que así no tengan que buscar entre la basura.

Nada más que agregar, solo: larga vida a la Fritz-kola. **Fernanda Araneda, Chile.**

## Gastronomía migrante

No todo en estos meses de IJP fue periodismo. Una de las cosas que más disfruto al llegar a una nueva ciudad es descubrir qué se come. Y, en Berlín, la comida es en gran parte comida de inmigrantes. Recetas que sobrevivieron a fuerza de memoria mental y muscular, ingredientes que viajaron miles de kilómetros atesorados en valijas, formas de hacer que desafían las distancias y el paso de los siglos.

En estas semanas probé desde el infaltable döner kebab —con su pan de líneas cruzadas, pensado para no humedecerse ni desarmarse— hasta el pho vietnamita o el falafel. Y descubrí que en Berlín el mestizaje se ve incluso al interior de los restaurantes. No hace falta venir de determinado país para

vender platos de esas tierras. Así como en Buenos Aires la pizza típica es una reinterpretación de los inmigrantes españoles, en la capital alemana vi turcos preparando pastas y espressos, sirios ofreciendo panadería francesa, indios elaborando helados a la italiana, y vietnamitas armando rolls de sushi.

Mirada abierta y ojo para la demanda, en lugar de purismo y rigidez. Una ciudad que desafía el sentimiento anti inmigratorio tan de moda y lo hace con una gastronomía que cuenta la verdad sobre Alemania: tierras mediterráneas en el sentido más poroso de la palabra, marcadas por los pueblos que las atraviesan desde hace siglos, llenas de sabores que no preguntan por pasaportes sino por manos que sepan lograrlos.

**Karina Niebla, Argentina**



## Hacerse entender

Con un celular en la mano y la frente en alto, fui saltando un muro de seguridad lingüística. Mi primer susto: una reunión de pauta. Todos hablaban, yo sonreía. ¿Y si tengo que responder? ¿Y si me pierdo para siempre entre los subtítulos de la vida real?

Pero bastó un clic.

Encendí el micrófono de ChatGPT, esperaré unos segundos a que transcribiera en alemán y, en segundos, ahí estaba mi salvadora: la traducción al español.

No es perfecto, claro. A veces las frases llegan cojas, en otras se confunden los tiempos pero, con un par de gestos y algo de intuición, logré armar el rompecabezas.

No solté nunca la tecnología. Ni en los supermercados. En mi primera vez en Edeka, vi un potecito en la sección de untables. "Esto debe ser mantequilla", pensé. Spoiler: no lo era.

Le puse levadura a mi arepa. Mi desayuno sabía a error de principiante.

Desde ese día, Google Lens se volvió mi salvavidas. Escaneo todo: empaques, etiquetas, hasta los letreros de las ofertas. Y, en la carnicería, ni hablar. Ahí mi idioma es el de las señas:

"Dame este", dije, señalando la carne molida con el dedo índice de la esperanza.

"¿Puedes rebanarme las pechugas?", pregunté, con una mímica nivel Oscar.

Y si la mímica no alcanzaba... traductor al rescate.

Porque no hablo alemán, mi inglés es machucado, pero aprendí a comunicarme con todo lo demás: la tecnología, las ganas, los gestos. A veces basta con querer entender para hacerse entender.

**María de los Ángeles Graterol, Venezuela**



### **Austausch – Korrespondent\*in auf Zeit – Alumni-Netzwerk**

Das Deutsch-Lateinamerikanische Programm der IJP ermöglicht jungen Journalist\*innen aus Lateinamerika und Deutschland einen zweimonatigen Gastaufenthalt in einer Redaktion in Berlin bzw. in Lateinamerika. Alle weiteren Informationen gibt es online.

**[ijp.org/lateinamerika](http://ijp.org/lateinamerika)**  
**[ijp.org/latino](http://ijp.org/latino)**

### **Intercambio – Corresponsal temporal – Red de ex-becari@s**

El programa Alemán-latinoamericano del IJP permite a periodistas jóvenes de América Latina y Alemania pasar dos meses como becari@s en una redacción de Berlín o de América Latina. Toda la información está disponible en línea.